



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Kelch, Egon: Eine Ferienfahrt nach Brasilien. 4

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Als epische Dichtung, als Kunstwerk, stehen „Diana am Kreuzweg“ und „Rhoda Fleming“ weit höher. An diese beiden Romane reichen auch die übrigen nicht heran: Evan Harrington (1861), Sandra Belloni (1864), „Die Abenteuer Harry Richmonds“ (The Adventures of Harry Richmond, 1871), Beauchamps Karriere (Beauchamp's Career, 1875), „Die tragischen Komödianten“ (The Tragic Comedians, 1880), eine Verwertung von Lassalles Lebensgeschichte, „Lord Omont und seine Aminta“ (Lord Omont and his Aminta, 1894), eine Art von pädagogischem Roman, „Die verblüffende Heirat“ (The Amazing Marriage, 1895) u. a. In diesen und andern spätern Romanen zeigt sich mehr des Autors Hang zum Bizarren, Grüblerischen und Dunkeln, Züge, die auch seine Gedichte „Moderne Liebe“ (Modern Love, 1862) und „Die Freude der Erde“ (The Joy of Earth, 1883) trotz mancher einzelnen Schönheiten wenig erquicklich machen.



## Eine Ferienfahrt nach Brasilien

Von Präsident Dr. Egon Kelsch

4



chon vor meiner Ankunft in Santos war von dem Guts- und Fabrikbesitzer Francisco Müller in Carioba, mit dessen Sohn und Schwester meine Angehörigen von Hamburg nach Santos gefahren waren, eine freundliche Einladung für uns eingetroffen. Wir waren sofort darüber einig, daß wir diese günstige Gelegenheit, einen Teil des Kaffeebezirks und das eigentliche Landleben aus eigner Anschauung kennen zu lernen, benutzen mußten.

So traten wir denn eines Morgens die Reise an. Bei Cubatão, wo ausgedehnte Bananenpflanzungen sind, deren Erzeugnisse in ganzen Schiffsladungen nach Argentinien gehen, gewinnt die Eisenbahn das Festland und steigt dann von der Station Pé (Fuß) da Serra aus als Seilbahn so steil am Gebirge empor, daß die Paßhöhe von 800 Metern bei Alto da Serra schon in etwa anderthalb Stunden erreicht wird. Die Bahn Santos—São Paulo ist eine der interessantesten und schönsten Bergbahnen der Welt. Sie ist durch umfangreiche Schutzbauten gegen Wasser und Bergstürze gesichert; an den dreizehn Tunnels und den vielen kühnen Viadukten sieht man, welche Schwierigkeiten bei dem Bau zu überwinden waren. Dem Reisenden bietet sich — von Santos aus gerechnet nach der linken Seite hin — fortwährend die herrlichste Aussicht; Schneeberge und Gletscher wie in unsern Alpen gibt es zwar nicht, der Nordländer wird sich aber durch den reichen südlichen Pflanzenwuchs mehr als entschädigt fühlen.

Der englischen Gesellschaft, die die Bahn erbaut hat und noch betreibt, ist in der Konzession die Bedingung auferlegt worden, daß sie das, was über eine

Dividende von 12 Prozent hinaus erlöst wird, an die Staatskasse abzuführen hat. Der Verkehr ist von Anfang an nicht unbedeutend gewesen und hat sich sehr schnell so gehoben, daß er zuzeiten kaum zu bewältigen ist; beispielsweise müssen während der Kaffeelernte täglich bis zu 60000 Sack Kaffee befördert werden. Die Dividende von 12 Prozent ist unter solchen Verhältnissen bald erreicht worden. Trotzdem ist aber noch nicht ein Milreis in die Staatskasse geflossen, weil die Gesellschaft alle Überschüsse in das Unternehmen hineinsteckt; sie hat den Bahnkörper verstärkt, neue Sicherheitsbauten ausgeführt, eine zweite Trace angelegt, die Bahnhöfe erweitert und zum Teil von Grund aus neu gebaut, Dienstwohngebäude für die Beamten und Arbeiter errichtet, kurz nach und nach ein Musterwerk geschaffen.

Schon nach etwa zwei Stunden langten wir in São Paulo — 750 Meter — an, hielten uns aber nicht auf, sondern fuhren noch vier Stunden weiter über die Kaffeestadt Campinas — 700 Meter — hinaus bis nach der Station Villa Americana. Bei der Länge der Fahrt empfanden wir es als eine Wohltat, daß die Kopflehnen vor der Abfahrt mit weißen Tüchern frisch bespannt worden waren, und daß die Tücher auf jeder größern Station von Staub gesäubert wurden. Nebenbei bemerkt, würde sich die Verwendung solcher Tücher auch für unsere Eisenbahnwagen, mindestens in der heißen Jahreszeit, sehr empfehlen.

Das Gelände stellt sich als eine im wesentlichen auf demselben Niveau bleibende Hochebene dar und senkt sich nur ganz allmählich nach dem Parana-gebiete zu. Der Boden, dessen Farbe an dunkel gebrannte Ziegel erinnert, ist ungemein fruchtbar und zum Teil kultiviert. Wir passierten viele Kaffee- und Zuckerrohrpflanzungen, diese waren schon von fern an der maigrünen Farbe kenntlich. Ein großer Teil des von der Bahn durchschnittenen Geländes war sogenannter Ramp, auf dem Herden von Pferden, Maultieren und Rindern unter der Obhut von Lafforeitern weideten. Die Campos sind mit Gras bestandne, von Busch- und Waldstücken unterbrochne Steppenflächen; die Gräser wachsen in Büscheln und bilden einen grünen, mit blütenreichen Pflanzen durchwirkten Teppich. Wir sahen jedoch auch andre Flächen, die schwarz gebrannt waren und keine Spur von Leben zeigten. Mit der Zeit werden nämlich die Gräser hart und scharf und müssen alsdann, weil sie von den Tieren nicht mehr genommen werden, abgebrannt werden; aus den Wurzeln treibt darauf, ohne daß es einer weitem Pflege bedarf, wieder ein saftiger Nachwuchs hervor.

Eigentümliche Erscheinungen auf dem Ramp sind die kegelförmigen, aus Ton sehr gleichmäßig aufgeführten Bauten der Termiten. Nach der Zahl der Regel zu schließen, müssen die gefürchteten Insekten in diesem Gebiete zur Landplage geworden sein.

Bei der Ankunft in Villa Americana wurden wir von Herrn Müller und seiner Schwester begrüßt und zu Wagen durch schattige Bambusalleen nach Carioba geleitet. Wir fanden in dem Hause unsers Wirtes, der in Braunschweig geboren und ein Bruder des in Charlottenburg wohnenden Bildhauers Professor

Müller ist, eine so gastfreundliche Aufnahme, daß wir ihm und seiner Familie zum wärmsten Danke verpflichtet sind.

Der Ort Carioba, der nur aus der Müllerschen Baumwollenfabrik — Spinnerei, Weberei und Färberei — und den dazu gehörenden Herrschafts-, Beamten- und Arbeiterhäusern besteht, hat in Folge seiner Seehöhe von ungefähr siebenhundert Metern ein gesundes Klima. Die Luft kühlte sich damals im Winter in den Nächten bis zu 5 Grad Celsius ab; die Möglichkeit einer ausgiebigen Erfrischung war mithin gegeben. Das freundliche Wohngebäude liegt inmitten eines Ziergartens auf einer Anhöhe; da die Wohnräume durch eine breite Veranda der unmittelbaren Einwirkung der Sonne entzogen sind, so gelang es, in ihnen auch während der heißesten Tagesstunden eine angenehme Temperatur zu erhalten. Die anmutig wellige Landschaft erinnert an einzelne Teile von Thüringen oder von Hessen, zumal da am Horizont bewaldete Höhenrücken sichtbar sind. Vom Hause aus sieht man nach vorn in das Tal eines größern Flusses, des Piracicaba, der sich in den Tieté, einen Nebenfluß des Parana, ergießt; auf der entgegengesetzten Seite wird der Hausgarten von dem muntern Gebirgsbach Quilombo, der nach kurzem Laufe in den Piracicaba mündet, begrenzt. Die Wasserkraft des Quilombo ist für die Turbinen der Fabrik und eines zur Erzeugung von elektrischem Licht bestimmten Werkes nutzbar gemacht; nur in der Färberei ist Dampftrieb eingeführt worden. Etwas abseits liegt ein geräumiger, vom Quilombo aus bewässerter Wirtschaftsgarten, der neben Ananas und andern Südfrüchten auch Erdbeeren vom schönsten Aroma und neben Reis, Maniok, Bataten usw. fast sämtliche in Deutschland heimischen Gemüse liefert. Die letzten entarten freilich in dem heißen Klima nach kurzer Zeit, sodaß alljährlich neue Pflanzen aus europäischem Samen gezogen werden müssen.

Der Geflügelhof war dicht bevölkert, unter anderm mit Perus (Truthühnern), die in ganz Brasilien den Feiertagsbraten abgeben. Reittiere wurden in solcher Zahl gehalten, daß außer der ganzen Familie auch noch Gäste beritten gemacht werden konnten; doch waren für die Pferde und die Maultiere und ebenso für das Klauenvieh, obgleich es auf der Hochebene in den Nächten zuweilen empfindlich kalt wird, keine eigentlichen Ställe, sondern nur die landesüblichen offenen Schuppen vorhanden.

Das zu dem Etablissement gehörende Land von 1600 Morgen wird von einem Unternehmer bewirtschaftet, der die Verpflichtung hat, Baumwolle zu bauen und an die Fabrik zu liefern. Da jedoch die von dem eignen Boden gewonnene Menge zur vollen Beschäftigung der Fabrik nicht ausreicht, so wird das Nötige von den Kolonisten in der Umgegend hinzugekauft. Bei den Besuchen in der Fabrik konnten wir beobachten, wie das vor unsern Augen vom Felde gebrachte Rohmaterial allen Prozeduren der Reinigung und Bearbeitung unterzogen wurde und schließlich als farbig gemusterter und appretierter Stoff in Ballen vor uns lag. Im Staate São Paulo ist es, wie ich hörte, die einzige sich in deutschen Händen befindende Fabrik dieser Art. Damals waren

mit den Frauen und den „Jugendlichen“ zweihundert Arbeiter — sämtlich Italiener — in der Fabrik beschäftigt; es war jedoch schon ein größerer Erweiterungsbaue in Angriff genommen worden, nach dessen Fertigstellung die Zahl stark vermehrt werden sollte. Die Arbeitszeit dauert von  $\frac{1}{2}$  Uhr Morgens bis 7 Uhr Abends mit einstündiger Mittagspause. Die Innehaltung dieser langen Zeit wird den Arbeitern dadurch sehr erleichtert, daß ihre Wohnhäuser dicht bei der Arbeitsstätte liegen. Immerhin genießen die Arbeiter das Tageslicht außerhalb der Fabrik nur in der einen Mittagsstunde, weil die Sonne während des ganzen Jahres erst nach dem Beginn der Arbeit aufgeht und vor deren Schluß wieder untergeht und die Dämmerung nur wenig Minuten dauert. Um hierfür einen gewissen Ausgleich zu schaffen, läßt die Fabrikleitung die Arbeit von Sonnabend Mittag an bis Montag früh vollständig ruhen. Die Fabrik gewährt den Arbeitern Wohnung und Gartenland sowie freien Schulunterricht für die Kinder, läßt ihnen Milch zu sehr billigem Preise ab und verschafft ihnen durch die regelmäßige Heranziehung von Metzgern Gelegenheit zum Einkauf von gutem, frischem Fleisch. Die gezahlten Akkordlöhne sind so hoch, daß die Arbeiter, zumal da die Lebensmittel verhältnismäßig nicht teuer sind, durchweg bedeutende Ersparnisse zurücklegen und gern Landsleute auf die günstige Arbeitsgelegenheit aufmerksam machen.

Die Zeit in Carioba ging wie im Fluge dahin. An den Vormittagen unternahmen wir, nachdem ich mich schon früh in den Wellen des Quilombo erfrischt hatte, stundenlange Spaziergänge in Feld und Wald. In der Plantage war die Baumwollenernte fast beendigt; um so mehr freuten wir uns, daß wir noch Pflanzen in allen Stadien der Entwicklung vorfanden und uns am lebenden Objekt über die Kultur belehren lassen konnten. Sobald die Sonne höher stieg, mußten wir den Schatten aufsuchen. Am Quilombo war es am kühlfsten, wir ließen uns jedoch auch die größere Anstrengung nicht verdrießen, einen entferntern Wald am Ufer des Piracicaba wiederholt und gründlich zu erforschen. Es war kein eigentlicher Urwald, der Wuchs aber doch so üppig, daß es gar nicht möglich war, die wenigen Wege dauernd frei zu halten. Meist mußte Herr Müller vorangehn und mit dem Waldmesser die Schlingpflanzen beiseite räumen, damit wir übrigen im Gänsemarsche folgen konnten. Nur unmittelbar am Wasser war es bequemer. Glücklicherweise hatte man seinerzeit einige von den Niesen des alten Urwaldes stehen lassen, die uns einen Begriff davon gaben, wie es früher hier ausgesehen haben muß. Namentlich zwei Knoblauchsbäume — so genannt, weil die Blätter stark wie Knoblauch riechen — waren von mächtigem Wuchse. Der eine von ihnen war so hohl, daß mehrere Erwachsene in ihm Platz hatten. In der Höhlung hatte ein allerliebste Kolibripärrchen sein Nest gebaut, auf dem das Weibchen brütete, während das Männchen uns zum Greifen nahe umflatterte. Auch grüne Papageien sahen wir in diesem Walde, wie sie unter lautem Gekreisch über den Wipfeln hin und her flogen.

Nach dem zweiten Frühstück wurde eine kurze Siesta gehalten, dann ging es in die weitere Umgebung hinaus, die Damen im Trolly, der Hausherr, zwei seiner Söhne und ich zu Pferde.

Die zwar kleinen, aber sichern und ausdauernden brasilianischen Pferde haben eine in Deutschland nicht bekannte Gangart, den sogenannten Passo; das Wort bedeutet eigentlich Schritt, ist tatsächlich aber eine zwischen Schritt und Trab die Mitte haltende Gangart, die für den Reiter sehr bequem ist und ihn nur wenig angreift. Sie können in diesem Tempo stundenlang bleiben, ohne zu ermüden, und kommen damit sehr gut vorwärts, sind aber auch in schnellern Gangarten durchaus zuverlässig. Es hat mir großes Vergnügen bereitet, mich auf diese Art beliebig im Gelände bewegen zu können. Zwölf Monate vorher hatte ich das letztemal zu Pferde gefessen; damals war ich auf einem breiten norwegischen Pony von Tromsø aus durch einen Zwergbirkenwald in ein ödes, von Schneebergen eingefasstes Hochtal geritten und hatte ein Zeltlager von Lappländern, die Hunderte von Renttieren bei sich hatten, aufgesucht — ein schroffer Gegensatz zu diesen Ritten in dem heißen Kaffeebezirk Brasiliens.

An beiden Tagen führte uns der Weg, wenn auch in verschiedner Richtung, durch Kamp, durch Wald, durch die Gebiete von Kaffee- und Rohr- (Zucker-) Facenden und auch bei Ansiedlungen kleinerer Kolonisten vorüber, die erst vor kurzem „Roça geschlagen“ (Wald gerodet) hatten. Unter der sachkundigen Führung, deren ich mich zu erfreuen hatte, habe ich mich über alle Einzelheiten der verschiedenen Betriebe unterrichten können. Nach allem, was ich gehört habe, mußte ich es nur lebhaft bedauern, daß wir unsern Besuch nicht nach drei bis vier Wochen wiederholen konnten. Dann hätten wir die Kaffeeblüte erlebt, die das Land in ein Paradies verwandeln soll. Einzelne vorzeitige Blüten haben wir wohl gefunden; nach solchen soll man sich aber keine Vorstellung von der Pracht der eigentlichen Kaffeeblüte machen können.

Das Ziel des ersten Ausflugs war der Salto Grande, ein vom Atibaja gebildeter großer Wasserfall. Wir sahen den Fall, zu dem ein hochstämmiger, über und über mit rosafarbenen Blüten bedeckter Paineirasbaum eine liebliche Staffage bildete, schon von der über den Fluß führenden Brücke aus und hernach aus nächster Nähe, stiegen auch noch einen steilen Abhang hinunter, um ihn von dem Ufer des untern Flußlaufes aus zu bewundern. Der Fall hat, was die Wassermenge, die Höhe und die Breite anlangt, eine große Ähnlichkeit mit dem Rheinfeld, ebenso darin, daß er durch Klippen in mehrere Arme geschieden wird. Der Grund und Boden gehört zu der Rohrfacenda Salto Grande, deren Besitzerin wir aufsuchten, um für die uns von ihrem Adoptivsohn erteilte Zutritts-erlaubnis zu danken. Es war uns sehr willkommen, daß die Besitzerin, eine reiche Brasilianerin von portugiesischer Abstammung, uns ersuchte, näher zu treten. Das augenscheinlich schon ältere Wohnhaus ist mit der zur Sklavenszeit landesüblich gewesenem Raumverschwendung gebaut worden. Die Flure und die Zimmer, namentlich auch der zugleich als Empfangsraum dienende Speise-

saal, hatten sehr bedeutende Dimensionen, waren aber nur in der allereinfachsten Weise möbliert. Das Zimmer des schon verheirateten jungen Herrn war nur mit einem alten gebeizten Schreibtisch, einem Stuhl und einer Anzahl von Spucknapfen ausgestattet; im Speisesaal war eine der Dame des Hauses als Sitz dienende Hängematte angebracht, die übrige Einrichtung bestand, abgesehen von Spucknapfen, nur aus Büfett, Tisch und zahlreichen, in einer langen Reihe an der Wand stehenden Stühlen, alles von der ursprünglichsten Ausführung. Der einzige Wandschmuck waren farbige Reklameschilder von Seifen- und Zigarettenfabriken. Später sagte uns Herr Müller, daß diese Art von Ausstattung für die sich im Besitz von Portugiesen befindenden Facenden typisch sei. Wir wurden mit vorzüglicher Limonade bewirtet und dann durch den Garten bis auf die Spitze einer Landzunge geführt, an der sich der Atibaja und der Jaguary zum Piracicaba vereinigen. Es war ein Genuß, im Garten Umschau zu halten; die Zitronen- und die Orangenbäume mit einer überreichen Fülle von goldnen Früchten waren weitaus die schönsten, die wir auf der ganzen Reise gesehen haben. Die Besitzerin teilte uns mit, daß sie den Wasserfall, dessen Kraft sich in der wasserärmsten Zeit noch auf 4000 Pferdekräfte belaufen soll, für 100 Contos (100 000 Milreis = 150 000 Mark) verkaufen wolle. Ein kapitalkräftiger Käufer, der nötigenfalls eine Reihe von Jahren mit der Verwertung der Wasserkraft warten kann, wird bei diesem Geschäft sicherlich auf seine Kosten kommen. Leider waren wir nicht in der Lage, auf die Sache einzugehn.

Der zweite Tag war mehr den Wäldern gewidmet. Von einem Walde sahen wir allerdings nur noch die Reste, da der Besitzer erst vor kurzem das immer noch gebräuchliche Verfahren des Abbrennens angewandt hatte, um das Land urbar zu machen. Einzelne vollsaftige Bäume hatte das Feuer nicht zu stürzen und zu verzehren vermocht, sodaß noch halbhohe, geschwärzte Stämme mit Ästen, die von der Hitze verdreht waren, gespenstisch emporragten, andre Bäume lagen halb verbrannt am Boden; von den meisten aber waren nur verkohlte Stümpfe übrig geblieben. Einen erfreulichen Gegensatz zu diesem traurigen Anblick bot ein anderer Wald, worin wir eine längere Rast machten. Es war ein Wald, der schon durchforstet worden war, sodaß die Stämme nicht mehr allzu dicht standen. In dem Bestande waren unter andern starke und gerade gewachsene Perobabäume, deren Holz als Bauholz geschätzt wird. Die Lianen hingen meist senkrecht von den Ästen zum Erdboden herab, ohne sich von Stamm zu Stamm zu winden und sich untereinander zu einem unentwirrbaren Geflecht zu verschlingen. Die Lianen dieser Art waren übrigens so fest, daß unsre jungen Herren an ihnen wie an Tauen ein gutes Stück in die Höhe klettern konnten. Während wir die im Trolly mitgebrachten Orangen verzehrten, führte ein athletisch gebauter Mulatte sechs Paar Ochsen heran, die vor ein auf eine Achse gesetztes und mit Ketten versehenes Gestell gespannt waren. Er hatte die Aufgabe, einen in einer Lichtung liegenden großen Stamm aus dem Walde zu schaffen. Die Arbeit war schwierig, weil das Gefährt, sobald

es die Richtung hinter sich hatte, zwischen den Bäumen mehrere Wendungen ausführen mußte. Der Mulatte verstand aber seine Sache und wußte ohne Anwendung seines Bambusstabes, nur durch Namenszuruf jedes einzelne Tier zu bestimmen, das ihm obliegende Manöver gerade im richtigen Augenblick auszuführen. Viele unsrer Arbeitskutscher, die in der unsinnigsten Weise die Peitsche gebrauchen, könnten sich an diesem Mulatten ein Beispiel nehmen.

An allen drei Abenden unsers Aufenthalts in Carioba lehrten wir erst mit Anbruch der Dunkelheit in das Haus zur Mahlzeit zurück und unterhielten uns nach Tische im Familienkreise noch lange über die Erlebnisse und Eindrücke des Tages. Diese Stunden waren nicht nur sehr gemütlich, sondern auch überaus lehrreich, da unser Wirt früher schon lange Jahre an andern Orten Brasiliens, zuletzt in der Stadt São Paulo gewohnt hatte, also über die Verhältnisse des Landes genau unterrichtet war.

Bei der Kürze der uns zur Verfügung stehenden Zeit mußten wir unsre lebenswürdigen Gastfreunde am vierten Tage wieder verlassen, und zwar schon Morgens, um noch möglichst viele Stunden für São Paulo übrig zu behalten. Ein Kollege meines Schwagers, Dr. Wannowski, widmete sich uns in der freundlichsten Weise, holte uns aus dem Hotel ab und zeigte uns die Hauptsehenswürdigkeiten. Die Stadt, als die Hauptstadt des gleichnamigen Staates, ist der Sitz aller höhern Behörden. Die Regierung selbst hat sich in dem ehemaligen Jesuitenkollegium niedergelassen; von andern öffentlichen Gebäuden sind zu nennen: der bischöfliche Palast, die Gebäude der Rechtsschule, der theologischen Fakultät und des Appellhofs, das Museum, das Theater, die Hospitäler, das Irrenhaus und das Zuchthaus. Wer als Fremder die Straßen durchwandert, hat das Gefühl, sich in einer internationalen Handels- und Industriestadt zu befinden. Von den Straßen ist die neu angelegte, nur mit modernen Willen besetzte Avenida Paulista hervorzuheben. Die Angaben über die Einwohnerzahl gehn weit auseinander; das Mittel der verschiedenen Zahlen ist 200 000, während man die deutsche Kolonie ziemlich übereinstimmend auf 20 000 Seelen schätzt. Der deutsche Klub hat ein großes, gut eingerichtetes Heim, worin man, wie das uns von Herrn Wannowski vorgesezte Mahl bewies, ausgezeichnet aufgehoben ist; leider fehlt bei dem Hause ein Garten. Wer Erholung im Freien sucht, geht in den dem Bahnhof gegenüberliegenden öffentlichen Garten, der gut angelegt und wohlgepflegt ist, auch eine reiche Sammlung von Vertretern der Fauna Brasiliens enthält. Er ist der besondre Stolz der Paulisten und namentlich an den Konzertabenden der Sammelpunkt der wohlhabendern Kreise. Im allgemeinen bin ich zu der Ansicht gelangt, daß es dem, der hauptsächlich auf großstädtisches Leben Wert legt, in São Paulo wohl gefallen kann, daß der Naturfreund dagegen weniger auf seine Rechnung kommt, weil Wald und Gebirge für den häufigern Besuch immerhin recht entlegen sind.

In São Paulo hörten wir, daß unser Gesandter von Treutler anwesend sei, sind ihm aber nicht begegnet. Später wurde uns mitgeteilt, er habe zur

Fahrt von Rio nach Santos ein englisches Schiff benutzt, dessen Abfahrtszeit ihm am besten gepaßt habe; der Kapitän habe ihm voll Stolz sein neues Schiff gezeigt, dabei auf weißglänzende Beschläge hingewiesen und zur Erklärung hinzugefügt, das Metall sei zwar kein Silber, werde aber von den Engländern German silver genannt; darauf habe Herr von Treutler erwidert: „Merkwürdig, wir nennen es Britanniametall.“



## Schicksal

Eine kuriose Geschichte von Beate Bonus-Jeep

(Fortsetzung)



hineinsteigen war ausgeschlossen; dazu war kein Spielraum. Sich hinein-  
knien und drinnen aus der geduckten Haltung entfalten und sich aus-  
strecken? Bei diesem Versuch hatte er sich in die angstvollste Lage  
seines Lebens gebracht, denn weder die Bretter über noch die unter  
ihm gaben dem Nacken oder dem Knie nach, und er saß zwischen  
beiden eingeklemmt wie im Maul des Rißknackers.

Als er sich mit einer leichten Verrenkung da hinaus gewunden hatte, machte  
er einen dritten Versuch — er näherte den Oberkörper in wagerechter Lage dem  
schmalen Spalt, schob sich seitwärts hinein, warf die Beine in die Höhe und ließ  
sich nachgleiten. So war es geglückt.

Wenn ihn in der Nacht das Seufzen seiner Knochen auf den harten Brettern  
oder der Lärm der Schiffschraube nahe seinem Kopfe aufweckte, hörte er zugleich  
das Rauschen des Meeres draußen jenseits der schmalen Wand. Das mußte schon  
die Nordsee sein. Bald würde der Bruder Ozean sich hören lassen mit der mächtig  
gleichförmigen Stimme, mit der er seit Jahrtausenden seine Gespräche hielt.

Lex sah ihn, den Alten, wie die Zeiten an ihm vorüberwandeln, wie sie  
langsam, langsam alles um ihn herum gebildet und ihn unverändert gelassen hatten —  
wie er sich immer noch wunderte über die winzigen Menschen, die auf ihrem Spiel-  
zeug daherschwammen, das hin war wie Schaum, wenn er sich nur einmal erhob,  
um sich ein wenig anders zu betten.

Ihm verging die Zeit noch immer in titanischer Ruhe oder in verheerendem  
Spiel, indessen sich die Menschen vorwärts wanden und ameisenleich über winzige  
Hügel den Ausblick erkämpften.

Wenn ein Starke käme, ihnen lächelnd beizustehn! Lex fühlte wieder das  
starke Gefieder, das ihn höher trug als die meisten, er sah, wie er berufen war,  
sie zu heben, er sah, wie er ihnen die nichtigen Hindernisse zeigte, an denen sie  
sich festkliefen, wie er sie den Weg sehen ließ, der erfreulich vor ihnen lag ohne die  
Mühsal des Hin- und Herbuchens und ohne das Gezänk über die richtige Richtung —  
Lex streckte sich auf dem harten Bett — er fühlte sich jung — sein Lebens-  
werk lag noch vor ihm. Unter dem niedergleitenden Schlaf, der ihn wieder um-  
hüllte, sah er von ferne vom Horizont her die Gestalt seines Weibes auf sich zu-  
kommen mit dem Blick der Zudersicht wie früher.

Sie hatte an seine Bestimmung geglaubt und mit „dämonischer“ Kraft daran  
festgehalten. Sie sollte sich nicht getäuscht haben!

Gegen Morgen fuhr Lex von neuem aus dem Schläfe auf. Ein freudiges  
Gefühl der Erwartung weckte ihn — er wollte die Sonne über dem Meere aufgehen